Das Leben.

Skizze von Arthur Krieger.

Simon Lack war buckelig. Er hatte zwei Höcker, die auf den Schultern saßen, den Kopf schützend in ihre Mitte genommen hatten und frech und anmaßend in die Höhe ragten.

Doch war dies durchaus keine unangenehme, keine aufdringliche Mißgestaltung; im Gegenteil: sie paßte ungemein gut zu Simon Lacks übrigem Aeußeren.

Da war die Nase. Es war dies eine ganz eigenartige Nase. Eine Nase, wie sie gewöhnlich nur in der Karikatur vorzukommen pflegt: lang, schmal und spitz, mit einem behäbigen, gelben Pickel auf dem Rücken. Sie schien sich fortwährend in Erregung zu befinden, denn ihre Flügel zitterten und bebten ohne Unterlaß, was einen anfänglich komischen, auf die Dauer jedoch aufregenden und beunruhigenden Eindruck machte.

Der Mund war schmal und dünn. Das Kinn war boshaft kurz. Das Eigentümlichste aber an Simon Lacks ungefüntem Gesicht waren die Augen. Er hielt sie gewöhnlich zu Boden gesenkt. Sah er doch einmal auf, so war dies eine eigentümliche Geschichte: Der Kopf zwängte sich nach hinten. Die Stirn zog sich in kleine Falten. Die Augenlider öffneten sich. Sie öffneten sich so weit, daß sie auseinander zu reißen drohten und daß man einen Schreck bekam. Und dann sahen einen zwei Augen an, hilflos, flehend.

Man beugte sich unwillkürlich nach vorn, man streckte unwillkürlich die Hände aus und fragte teilnahmsvoll und hilfsbereit: Kann ich Ihnen vielleicht helfen? — Aber nein, man wollte nur fragen, unterließ es aber doch, wenn man den ganzen Menschen betrachtete.

Simon Lack war Glasbläser von Beruf.

Er war geschickt in seinem Fach, wurde ausreichend bezahlt und erfreute sich eines guten Rufes unter den Kameraden, da er seines Gebrechens wegen bei den Mädchen nicht in Betracht kam und des öfteren etwas ausgab. Nebenbei galt er als ein gutmütiger Sonderling: Den Nachmittag verbrachte er in irgend einer Lesehalle oder saß auf seinem Zimmer, das er von der Witwe eines im Dienste verunglückten Zugführers abgemietet hatte und von dem er auf den kleinen Platz hinuntersehen konnte; vor allem auf den mächtigen Kastanienbaum in der Mitte, unter dem die Kinder genügsam mit ihrem armseligen Spielzeug spielten und die Frauen des Nachmittags zusammenkamen, um ein wenig zu plaudern.

So war das Leben des buckligen Glasbläsers bislang beschaulich dahingeflossen, und es stand nichts im Wege, daß es nicht so blieb. Da kam die Geschichte mit der Kastanie.

Man war gerade dabei, sein Schönheitsgefühl sprechen zu lassen und die Plätze und Ecken der Stadt mit Standbildern und Denkmälern zu versehen.

Man wollte besonders den ärmeren und unbemittelten Klassen des Volkes nach der harten und stumpfen Arbeit des Tages den Anblick eines erziehenden und ergötzlichen Kunstwerkes verschaffen.

Man übersäte daher alle verfügbaren Plätze mit schönen, glänzenden Monumenten, mit lustigen — Max und Moritz, mit anmutigen — der Gänseliesel, mit ernsten und klassischen — Sandalenbindern, Bogenschützen, Diskuswerfern.

Auch die Kastanie mußte daran glauben.

Eines Morgens, als Simon Lack zur Arbeit ging, waren andere Leute um sie herum mit Hacken, Spaten und Sägen beschäftigt: er achtete nicht darauf, sah es vielleicht nicht einmal. Als er des Nachmittags zurückkehrte, gähnte ein großes Loch mitten im Rasen, und der Glasbläser sah auf einmal die grauen, schmutzigen Mauern der Häuser, mit zahllosen langen Reihen von Fenstern deren Anblick ihm bislang die mitleidigen Aeste und Blätter entzogen hatten. Ihm drohte das Herz still zu stehen vor Schreck, und er wandte sich stammelnd an den Schutzmann, der an der Straßenecke stand: „Der Baum, die Kastanie?"

Und der antwortete kurz und gefühlsroh: „Den haben sie heute ausgebuddelt, das „Leben" kommt doch dafür hierher."

„Das Leben?" fragte Simon Lack stotternd und unglaubig. „Das Leben?" Und er entfernte sich eilig, indem er die Mütze rückte.

Als der Glasbläser wenige Wochen später wieder einmal von der Arbeit kam, erhitzt und übermüdet stand das „Leben" mitten auf dem Platze, weiß und glänzend. Ein nackter, laufender Jüngling, zart und feinnervig, mit dem rechten Fuß auf dem Sockel. Der rechte Arm, hocherhoben, hielt eine Schale, der linke ragte jauchzend und frohlockend in die Luft.

So lief der Jüngling, mit lachenden Lippen.

Zu ihm aber streckten, in den Sockel eingemeißelt, die Menschen verlangend die Arme aus, hoch und niedrig, arm und reich, krank und gesund.

Mit einem Blick überflog Simon Lack das Kunstwerk.

Dann lachte er, ein häßliches, meckerndes Lachen.

Was wohl in der Schale drin sein mochte? Von seinem Fenster aus konnte er es wohl sehen.

Von oben konnte er es sehen.

Nichts war drin. Betrug war es, gemeiner Betrug.

Die Schale, die der Jüngling da in Händen hielt und zu der die Menschen begehrlich die Hände reckten, war nichts weiter als ein Klumpen Marmor, von oben grob und ungefügig anzusehen.

Und gerade ihm streckte der Jüngling da unten die Hand mit dem Marmorklumpen entgegen, der er am Fenster stand. Lachte er nicht, der Jüngling? Freute er sich nicht seiner schönen Gestalt, seiner schlanken Glieder. Das dort unten, das war das Leben.

„Und was bin ich?" fragte Simon Lack bitter.

* * *

Seit diesem Tage wuchs ein Haß gegen das Leben in des buckligen Glasbläsers armen Herzen empor.

Nicht nur gegen das „Leben", das sich dort unten im Wohlgefühle seiner Schönheit vor seinem Fenster reckte. — Simon Lack wurde mißtrauisch. Er sah jetzt auf einmal die mitleidigen Blicke der Kameraden, die spöttelnden der Mädchen; er zog sich immer mehr zurück, er gab nichts mehr aus; er ging auch nicht mehr in die Lesehalle, wohl aber in eine Kneipe in der Nähe seiner Wohnung, wo er immer öfter die Flasche füllen ließ. Sprach ihn dann jemand derbfreundlich an, so erwich er mit einem giftigen Schimpfwort.

Die Frau des im Dienste verunglückten Zugführers schrie ihm eines Abends nach, daß es sich für eine ehrbare Witwe nicht schicke, einen Saufaus und Liederjahn zu beherbergen, der bereits tagelang nicht mehr zur Arbeit ginge.

„Wer hat die Schuld?" dachte der Glasbläser.

In Simon Lacks krankem und überreiztem Hirn bemühten sich alle möglichen Gedanken breit zu machen.

Wie, wenn er „das Leben" zertrümmern würde, den frohlockenden Jüngling, oder ihm wenigstens die Schale aus der Hand schlagen könnte, die doch weiter nichts war als ein grober, ungefügiger Marmorklumpen, als ein unerhörter Spott und Betrug, jene Schale, zu der täglich so viele gläubig und unwissend emporsahen?

Und eines Abends schlich er spähend durch die Straßen, ob er einen schweren und guten Stein fände.

Er fand ihn, man pflasterte gerade eine Straße.

Klopfenden Herzens hob er ihn auf und barg ihn unter dem Mantel. So eilte er nach Hause. Als er an dem „Leben" vorüberkam, beflügelte er seine Schritte, damit es nicht die Schale sinken ließe, wenn es den Stein fände.

Morgen wollte er die Tat vollbringen, morgen vormittag.

Simon Lack stand an dem geöffneten Fenster. Noch immer prahlte dort das Leben, frohlockend, den Betrug in der hocherhobenen Rechten. Des Glasbläsers dünne Finger hielten den Stein umklammert, der von hellgrauer Farbe war, holten ihn und ließen ihn fallen.

Er sauste auf den schlanken, schönen Arm herab und fiel dann dumpf zu Boden. Das „Leben" stand noch, Arm und Schale lagen am Boden. Die Menschen liefen zusammen, sahen herauf und sprachen erregt durcheinander.

„Seht," schrie Simon Lack hinunter und hatte sich im Nu auf die Brüstung geschwungen, „seht den Betrug, das war gar keine Schale, da war auch nichts drin. Es hat geschwindelt, das „Leben", es hat betrügen wollen und hat nun seine Strafe. Seht das Leben!"

Er brach ab. Seine Züge verzerrten sich, die rotunterlaufenen Augen heften sich auf den Jüngling, der noch immer schön war — stolz und lächelnd.

„Was," brüllte der Glasbläser. „Du lachst noch, auch jetzt! . . . . warte nur, ich komme!"

Ein vielstimmiger Schrei erscholl. Simon Lack war sofort tot.

— **Gut gegeben.** Herr (zum jungen Manne, der am Biertische über die Lang. des Krieges kritisiert): Na, wenn's Ihnen zu lange dauert, warum gehen Sie denn nicht freiwillig hin und helfen mit?

Heruntergeschossenes französisches Kampfflugzeug.

— **Das Mißverständnis.** ... Als ich dir neulich schrieb, liebe Tante, in der Kürze liegt die Würze, meinte ich selbstverständlich nicht die Wurst.

Dein Neffe.

— **Zweckentsprechend eingerecht.** Privatur Müller: Was, der dicke Schulze mit seinem Fettbauch ist auch beim Militär?

Meyer: Allerdings. Bei der Leibkompagnie.

— **Bitte.** Buchhalter (Sonntagsreiter, als er bei der Musterung zur Kavallerie ausgemustert wird): Bitt', könnt' ich nur zu was anders kommen, mag kad' im Reiten von jeher da Glück!

— **Seine Auslegung.** Gattin: Emil, du warst schon wieder im Gasthaus?

Gatte: Aber liebe Frau, du selbst sagtest neulich doch, der Krieg sei eine Zeit der Einkehr.

— **Bei der Schmiere.** Schauspieler: „Meinen altmodischen Zylinder kann ich aber unmöglich in diesem modernen Stück anziehen!"

Direktor: „Warum nicht? Wir schreiben einfach auf den Zettel: „Das Stück spielt Mitte des vorigen Jahrhunderts."

— **Ein Schalter.** Fräulein (im Postgebäude): „Sie verzeihen, mein Herr, an welchem Schalter nimmt man die postlagernden Briefe in Empfang?"

Herr: „Dort, wo der rothaarige Bursche steht, mein Fräulein. — Not [illegible]!"

— **Kindliche Folgerung.** Kriegsurlauber: Zu ihrem Sturm hatten sich die Franzosen tüchtig Mut getrunken, trotzdem ist der Angriff mißlungen.

Kleiner: Gelt, da ist gewiß ihr Schnaps nicht gut gewesen?

— **Mit leeren Händen!** Soldat (Student der Theologie): Melde gehorsamst, daß mein Gang nach Lebensmitteln vergebens war.

Feldwebel: Nicht möglich. Steht doch in der Heiligen Schrift geschrieben: Suchet, so werdet Ihr finden!

SANTAL CAPSULES MIDY
Diese kleinen Kapseln sind besser als Balsam of Copaiba, Cubebs oder Einspritzungen u. heilen in 24 Stunden dieselben Krankheiten ohne Berufsstörungen. Ueberall erhältlich.

Zur Unterhaltung und Belehrung

Heldengrab

Ich hatte keine Tränen mehr
Seit meiner Kindheit Tagen;
Mein Werk war rauh, mein Tag war schwer,
Da half kein Weinen und Klagen.

Von der Heimat riß mich des Kriegers Pflicht,
Schwer ging mir die Trennung zu Herzen,
Doch die Träne — die Träne, ich fand sie nicht,
Wir schieden mit Singen und Scherzen.

Bald hat sich der Freund zum Freund gefunden
In des Kampfes Donner und Flammen.
Zwei Herzen, in solchem Feuer gebunden,
Die halten auf ewig zusammen.

Da fuhr eine Sense durch unsre Reih'n
Und mähte Dich lautlos nieder.
Vor einem Kreuze schlicht und klein,
Da fand ich die Träne wieder.

Onkel Förster

Erzählung von K. W.

„In meinem Leben vergess' ich's nicht!"

Das sind die Worte, womit der alte Förster Frauenlieb jede Erzählung einleitete; sie waren ihm so zur Gewohnheit geworden, daß sie ihm selbst da entschlüpften, wo sie gar nicht angebracht und unmotiviert waren. In solchen Fällen erntete Frauenlieb reichlich Lachsalven. Selbstverständlich wurmte es ihn dann, und alles Bemühen, diesen ominösen Worten aus dem Wege zu gehen, war vergeblich. Immer wieder, besonders wenn er eine Sache recht naturgemäß schildern wollte, setzte er ein: „In meinem Leben vergess' ich's nicht!" dazu. Frauenlieb war das Vorbild eines echten, deutschen Forstmannes, welcher, an Erfahrungen und Erlebnissen reich, manche lustige wie ernste Geschichte zu erzählen wußte. Vorherrschend schwärmte er für die heitere Seite des Lebens.

Die Försterei lag an einem Ausläufer des Wesergebirges, ziemlich entlegen von der nächsten Ortschaft; trotzdem verschmähte es der Förster nicht, mindestens zweimal wöchentlich, Dienstag und Freitag, das Gasthaus der Ortschaft aufzusuchen, um in lustiger Gesellschaft einige Stunden zu verbringen. „Nur nicht allein sein", sagte er oft. — Meist waren es dieselben Herren, welche an diesen Zusammenkünften teilnahmen, und man sah mit Freuden dem Erscheinen des lustigen Försters entgegen. Frauenlieb genoß die Achtung und Verehrung der Bevölkerung, denn einen solch einsichtsvollen, rechtlich denkenden Menschen hatte man nie gesehen; wo hatte ein Forstmann so für die Armen gesorgt — wie Frauenlieb? — Gerade die Armen, die wußten wohl, was sie an ihrem alten Förster hatten, besonders im Winter, wenn es an Brennholz mangelte. Doch nicht nur die Erwachsenen verehrten ihn: auch die Kinder der Ortschaft mochten den „Onkel Förster", wie sie Frauenlieb nannten, gern — Selber kinderlos, verhätschelte er die Kinder seiner Bekanntschaft, war freundlich mit allen Kindern. Was hätte Frauenlieb darum gegeben, hätte er solch ein herziges Wesen sein eigen nennen können. Wie oft sagte er: Bin ein Kindernarr! Wenn ich sehe, wie die Trabanten auf der Straße spielen, da möchte ich gleich mitmachen!" Das wußten die Rangen aber auch, denn wo der alte Förster mit dem langen, grauen Bart und der etwas starken Nase nur auftauchte, da umschwärmten sie ihn mit dem Rufe: „Onkel Förster, Onkel Förster!" Dann ging ein Lächeln inniger Freude über sein von der Sonne gebräuntes Gesicht, während er ruhig mit dem Kopfe nickte. Seine derben braunen Hände holten aus den Schoßtaschen seines Rockes Aepfel, Nüsse, sehr oft aber auch bronzierte Tannenzapfen, und diese von Kindern so sehr begehrten Sachen flogen dann in einem weiten Bogen durch die Luft unter die Kinderschar, welche sich, nach den Sachen haschend, überkugelten. Das war für Frauenlieb ein Gaudium, und ein tiefes, natürliches Lachen kam aus seiner breiten Brust; seine Lippen aber flüsterten: „Ja, haha, in — in meinem Leben vergess' ich's nicht!" So war Frauenlieb eine gernegesehene, von allen geschätzte Persönlichkeit. Und doch gab es zwei oder drei Männer in der Ortschaft, welche auf ihn einen Haß hatten. Wilddiebe, deren es genügend gab, waren nicht besonders freundschaftlich auf den ehrlichen, mutigen Mann zu sprechen; denn Pardon gab es für den Wilderer nicht, wenn auch wohl Rücksichtsnahme in einzelnen Fällen. Unter den Wilderern gab es nun zwei, welche von Frauenlieb wiederholt auf frischer Tat ertappt und dem Gericht ausgeliefert wurden: der Schorschel Mohme und der sogenannte Pechfranz. Ersterer war aber auch ein bösartiger Mensch, der seiner Leidenschaft, dem „Wildern", auch ein Menschenleben opferte, wenn er es für nötig hielt, das hatte der Schorschel vor zwei Jahren gezeigt, da er auf den so sehr beliebten Frauenlieb geschossen, diesen auch leicht verwundet hatte. — Damals glaubte der Wilderer, der Förster hätte ihn nicht erkannt; und wirklich, eine Anzeige war nicht erfolgt. Trotzdem war die Ansicht irrig, denn der Förster hatte gemunkelt: „Warte, Schorschel, in meinem Leben vergess' ich's nicht!" So war es, denn dem Schorschel war es wirklich nicht vergessen. Schon vierzehn Tage später ereilte das Verhängnis den Wilderer. Frauenlieb überrumpelte ihn, wie er, sein Buchsche an einen Baum gelehnt, mit dem Ausweiden eines Rehes beschäftigt war. Wie aus der Erde gewachsen, gleich einem Racheengel, stand der Förster zwischen dem Wilderer und dessen Gewehr. „Halt! Hände hoch oder ich schieße! Na, mein lieber Schorschel schon so früh im Geschäft? Wie sich das trifft, — letzthin, vor vierzehn Tagen, war ich der Dumme, heute bist du es!" „Herr Förster, nur diesmal laßt mich laufen; es soll das letzte Mal gewesen sein, daß ich gewildert habe, denkt an meine Frau an — —" „An deine Frau? Hast du etwa an meine Frau gedacht, als du mir nach dem Leben trachtetest? Nein, Schorschel, daraus kann nichts werden. Kehrt marsch! Zum Gericht!" Wegen Schießens auf einen Forstbeamten und wegen Wilderns wurde Schorschel Mohme auf zwei Jahre bestraft. Vor vier Wochen war die Strafzeit abgelaufen. Doch nicht reuig kam der Wilderer zurück; er würde es dem Grünrock schon noch heimzahlen, und den Förster kopierend, sagte er zu seinem Freunde, dem Pechfranz: „In meinem Leben vergess' ich's nicht!"

* * *

Freitag — des Försters Ausgehtag. Es war am Morgen dieses Tages um die zehnte Stunde, da die Frühstückspause für die Schulkinder durch Läuten verkündet wurde, als Förster Frauenlieb am Schulgebäude vorüberkam. Er hätte sich, bevor die Kinder ihn bemerken würden, noch rechtzeitig aus dem Staube machen können; doch eine solche Absicht lag ihm fern; im Gegenteil freute er sich, war es doch die beste Gelegenheit, sich zu ergötzen. — Ein etwas wehmütiges Gefühl schlich sich in seine Brust; ihm waren Vaterfreuden versagt geblieben. „Hättest du nun dein eigenes Kind hier zu erwarten, würde es dir entgegenspringen mit dem Rufe: „Vater, Vater!" Die braune Hand hob sich zum Gesicht, es war da etwas die Backen herabgerollt und in den Bart gefallen. „Onkel Förster! Der Onkel ist da; kommt, kommt! Tag Onkel Förster!" Der Ueberraschte fuhr aus seinem Sinnen auf: „Na, ihr Bälger, Frühstückspause? Halt! Keinen Unsinn gemacht! Von meinen Taschen fort, wollt ihr wohl. Haha! Immer abwarten! — Guten Tag, Herr Lehrer! Da sehen Sie, wie es so einem alten Esel ergeht, wenn er versucht, sich mit der Jugend auf einen Fuß zu stellen! Wollt ihr von meinen Taschen fort. Oho! In meinem Leben vergess' ich's nicht! — So, nun alle dort hinstellen! Nun aufgepaßt: eins — zwei — drei!" In wildem Durcheinander fiel die kleine Gesellschaft über die Gaben her. Frauenlieb hielt sich die Seiten; es sah aber auch zu putzig aus, wie die Jungen sich überkugelten, dazu die fröhlichen lebenslustigen Gesichter. Nun mußten sie eines bronzierten Tannenzapfens wegen einen kleinen Wettlauf machen. Zum Schluß wurde an die fünf ärmsten Kinder je ein Fünfpfennigstück gegeben.

(Fortsetzung folgt)

Franzosenlieder

Im „Simplicissimus" veröffentlicht ein Kriegsteilnehmer, der zur Zeit vor Reims liegt, folgende Verse:

Wir hören nachts in unsern Schützengräben,
Wenn die Franzosen ihre Lieder singen,
Die geisterhaft zu uns herüberdringen
Und in dem Dunkelgrau der Nacht verschweben.

Bald sind es stolze, hoffnungsvolle Klänge
Von ihres Volkes sieggewohnten Fahnen
Und von den großen Zeiten ihrer Ahnen.
Auflodernde und stürmische Gesänge

Bald liegt in ihrem Lied ein stilles Wehen,
Ein zitterndes und kaum verhaltenes Klagen,
Wie matter Glanz von fernen Ruhmestagen,
Wie sterbendes Verwehen und Vergehen . . .

Mir ist, als säh' ich sie ums Feuer sitzen
Und in die rote Glut der Flammen starren:
In ihren Zügen liegt ein banges Harren,
Und ihre düsterschwarzen Augen blitzen.

Wenn rings die Abendnebel niederschweben
Und müden Kriegerherzen Ruhe bringen —
Dann hören wir sie ihre Lieder singen,
Und lauschen still in unsern Schützengräben.

H. W.

Nationalität mit dem Recht und Beruf, einen selbständigen Staat zu bilden, ist, wie die Tugend, nicht ein fertiges Ding, sondern ein Tun, ein tätiges Beweisen. Eine Nation muß zeigen, daß sie eine Nation ist, sie muß sich selbst helfen.

Das Schwarzbild.

Ein im Kriege wiedererstandener Zweig der Kunst.

Das Schwarz- oder Schattenbild ist während der jetzigen Kriegszeit zu besonderer Beliebtheit gelangt; überall in den illustrierten Zeitungen und Zeitschriften, auf Ansichtskarten, in den Buchaufführungen, im Bugrammuseum usw. begegnet man jetzt vortrefflichen Schwarzbildern; eine Reihe hervorragender Künstler haben sich diesem neuen, richtiger gesagt: wiedererstandenen Zweige der Kunst zugewandt und auf diesem Gebiete Vortreffliches geleistet.

Das Schwarzbild oder die Silhouette erfreute sich vor der Erfindung der Kunst des Photographierens in allen Kreisen der größten Beliebtheit. Namentlich in der Zeit des sogenannten Biedermeier spielte die Silhouette eine hervorragende Rolle. Sie war damals dem Porträt gegenüber das, was heute die Photographie im Vergleich zu dem Porträt darstellt. In vielen Familien bewahrt man noch heute die in jener Zeit gefertigten Schwarzbilder oder Silhouetten längst verstorbener Familienangehöriger auf; solche Bilder dienten namentlich zum Schmuck der Wohnungen als kleine Wandbilder oder aber als Schmuck der Stammbücher. Die besondere Aufmerksamkeit, die gerade unsere Zeit der Kunst und der Mode der Biedermeierzeit zuwendet, hat auch das Interesse für diese eigenartige Bildniskunst wachgerufen.

Die Kunst des Silhouettierens, der Umrißzeichnung eines Gegenstandes, besonders des menschlichen Kopfes, kam etwa um das Jahr 1757 in Paris auf und wurde nach dem damaligen französischen Finanzminister des Königs Ludwig XV., Etienne de Silhouette, der von 1707—1767 gelebt hat, benannt. Vielfach wird behauptet, der Name sei deswegen auf den Finanzminister Silhouette bezogen worden, weil dieser durch seine erpresserische Steuerpolitik beim französischen Volke besonders verhaßte Minister durch Karikaturen in Form derartiger Schattenbilder verspottet worden sei. Das ist aber nicht richtig. Der Minister Silhouette war übertrieben sparsam und geizig, und die Pariser verspotteten diese wenig angenehmen Eigenschaften des allgemeinen Mannes damit, daß sie alles, was wenig Geld kosten sollte, à la Silhouette nannten. Mit diesem Namen wurde damals auch ein billiges baumwollenes Zeug belegt, und noch heute nennt man in verschiedenen Gegenden Frankreichs einen bestimmten billigen Baumwollstoff silhouette. Genau so nannte man die neu aufgekommene Bildniskunst à la Silhouette, weil sie gegenüber dem Porträtieren erheblich weniger kostete.

Die Daguerrotypie, aus der dann die Photographie hervorgegangen ist, setzte der Kunst der Silhouettenzeichnens und Silhouettenschneidens ein Ende, aber noch heute kommt es vor, daß in Wirtshäusern und Cafés ein umherziehender Künstler sich anheischig macht, für billiges Geld aus schwarzem Papier Umrißbilder der Gäste herauszuschneiden. In der Biedermeierzeit machten es sich die Silhouettenschneider, deren Gewerbe damals sehr in Blüte stand, nicht so bequem wie die noch heute herumziehenden Silhouettenkünstler. Sie setzten vielmehr denjenigen, den sie abkonterfeien wollten, vor eine weiße Wand aus Leinwand oder Papier und sorgten dann dafür, daß das Schattenbild der Person, die silhouettiert werden sollte, auf die Wand geworfen wurde. Die Umrisse wurden dann auf der Wand mit Kohle nachgezeichnet und mit Hilfe des Storchschnabels wurde das Bild auf die gewünschte Größe verkleinert, auf schwarzes Papier übertragen und mit der Schere ausgeschnitten, so daß also für die naturgetreue Wiedergabe des Schattenbildes Gewähr geleistet werden konnte. Man nannte in der Biedermeierzeit die Kunst des Silhouettenschneidens auch Psaligraphie (vom griechischen Worte psalis, die Schere).

Arbeit für Ex-Sträflinge.

Erfreuliche Aenderung in der Haltung vieler Arbeitgeber.

Ein Mitarbeiter der „American Review of Reviews" schreibt in einem Aufsatz über diesen denkenswerten Gegenstand: Vor einem oder zwei Jahren war es noch, trotz des Bestehens menschenfreundlicher Vereinigungen für diesen Zweck, recht schwer, in den Ver. Staaten jemanden zu finden, welcher Lust hatte, einem entlassenen Häftling Beschäftigung zu geben. Inzwischen ist aber ein bedeutender Wandel eingetreten.

Im ganzen ist dieser Wandel wohl am größten im Staate New York, hauptsächlich infolge des Wirkens des Strafanstaltdirektors Osborne. Aber er ist mehr oder minder noch in einer Reihe anderer Unionsstaaten, westlicher und östlicher, hervorgetreten.

Der Extrastellennachweisungssekretär von der „Prison Association" des Staates New York konstatiert heute mit Befriedigung, er könne den früher so oft erhobenen Vorwurf, daß entlassene Sträflinge auf die Bahn des Verbrechens zurückkehrten, nur weil niemand sie anstellen wolle, entschieden zurückweisen. Schon im Juli 1916 konnte er berichten, daß ein Monat zuvor jeder körperlich tüchtige Ex-Sträfling, der sich um Arbeit bewarb und willens war, zu nehmen, was man für ihn fand, allemal binnen wenigen Tagen untergebracht wurde. Die betreffenden Löhne schwankten zwischen 9 und 20 Dollars pro Woche. Einer dieser Ex-Sträflinge schreibt der genannten Vereinigung, daß er als Buchhalter und Clerk $18 die Woche erhalte und jetzt daran gehe, „die Kosten zurückzuzahlen, welche man sich für ihn aufgeladen". Ein anderer schreibt, er habe eine Erhöhung seines Salärs „erlitten" und wolle nicht darüber „kicken", daß er um den Samstag-Halbfeiertag gekommen sei.

Im Winter von 1915 wurden Hunderte New Yorker Kaufleute erfreut, Leuten, die gerade aus dem Gefängnis gekommen waren, Beschäftigung zu geben. Ein Fabrikant stellte fünf solcher ein, — und nicht sehr lange darauf telephonierte er an jene Vereinigung, alle fünf bewährten sich so vortrefflich, daß beinahe der Verdacht in ihm aufsteige, sie könnten sich fälschlicherweise für Ex-Sträflinge ausgegeben haben, um eher Anstellung zu finden! Kann es eine bezeichnendere Bemerkung zur Charakterisierung des eingetretenen Stimmungsumschwunges geben?

Einige wenige Arbeitgeber in verschiedenen Staaten waren ja schon vorher persönlich mit gutem Beispiel vorangegangen, darunter auch der vielgenannte Detroiter Automobilfabrikant Henry Ford, welcher heute an die 600 entlassenen Sträflinge in seinen Anlagen beschäftigt, und zwar anscheinend mit großem Erfolge. Solches kann sich freilich nicht jeder leisten; aber in kleinerem Maßstabe haben in neuester Zeit gar manche Arbeitgeber nach denselben Grundsätze gehandelt. Im Staate Michigan besteht bekanntlich auch ein Verband zu vorläufiger geldlicher Hilfeleistung an frühere Häftlinge, bis sie eine Anstellung gefunden haben, worauf die Zurückzahlung ihrem Ehrgefühl anheimsteht. In manchen anderen Unionsstaaten oder einzelnen Städten haben auch Ex-Sträflinge selber Vereinigungen begründet, um in diesem Sinne zu wirken, und in Kansas sind neuerdings frühere Sträflinge im Begriff, ein Kooperativbureau ins Leben zu rufen. Seitenstücke hierfür gibt es noch mehrere. Auch sucht man in verschiedenen Großstädten immer mehr, auch die allgemeinen Wohltätigkeitsorganisationen zur Arbeitsvermittlung für Ex-Häftlinge regelrecht heranzuziehen, sowohl für weibliche wie für männliche.

Man täusche sich nicht, es gibt noch immer genug auf diesem Gebiete zu tun. Aber es geht doch unverkennbar aufwärts!

Der Grund der Kultur kann nach dem ermessen werden, was die Menschen im Höchsten begehren, glauben oder verehren.